Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 37 (1955)
Heft: 51

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

AZ Winterthur, den 23. Dezember 1955 Erscheint jeden Freitag 34. Jahrgang Nr. 51

Schweizer Frauenblatt

Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
Redaktion: Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69
Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Weihnachten

Vielen Menschen ist die Weihnachtszeit lieb, sehr lieb geworden. Schon Wochen vorher freuen sie sich in stiller, aber tiefer Freude auf diese Zeit. Diese Freude hat bei den verschiedenen Menschen in Verschiedenem ihren Grund. In uralten Zeiten sandten die Bewohner von Thule (Insel an der westlichen Küste von Schweden) am 35. Tage der langen Winternacht Boten auf die höchsten Gipfel ihrer Berge, um nach der neuaufsteigenden Sonne Ausschau zu halten. Hatten diese Boten die Sonne erblickt, so eilten sie schnell zurück, um ihren Mitbewohnern zu melden, dass die Sonne in fünf Tagen wieder in die Täler scheinen werde. Auf diese, mit Jubel begrüsste, frohe Kunde hin, feierten alle Inselbewohner noch während der Finsternis der Polarnacht das grösste und froheste ihrer Jahresfeste, um auf diese Weise das Wiedererscheinen der Sonne froh zu begrüssen. Die Sonnenwendfeiern waren im Altertum weit verbreitet und hatten ihren psychologischen Grund in der Freude darüber, dass von nun ab die Tage wieder länger, das physische Licht strahlender, die Wärme intensiver wurde. Auch bei manchen Menschen von heute mag die Tatsache der Sonnenwende mit ihren Folgen der unbewusste oder bewusste Grund ihrer Freude in der Weihnachtszeit sein. Ist dieser Grund nicht ausserordentlich verstehbar? Bedeutet: Reicheres Sonnenlicht, intensivere Wärme nicht auch neues Wachstum, reichere Entfaltung des Lebens? Ist das Sonnenlicht nicht die primäre, physische Voraussetzung für das Leben überhaupt? Warum soll denn die Sonnenwende nicht ein Grund zur Freude sein?

Weihnachtszeit ist bei uns im Abendlande Winterszeit. Im Winter liegt die schöne, tiefe Schöpfung still, tief still. Das Laub ist von den Bäumen gefallen, zahlreiche Tiere schlafen ihren Winterschlaf, und die Stille ist in Wald und Feld so tief, dass es einem scheint, als würde eine wundervolle Weihe über der sonst so unruhigen und lebenssprühenden Schöpfung liegen. Geht man einsam über Feld und Flur, so wird man oft von einer inneren Gewalt gezwungen, seinen Gang anzuhalten, stille zu stehen und hineinzulauschen in die Stille der Schöpfung. Diese Stille der Schöpfung ist keine absolute Stille, sie ist nicht die Stille des Todes, sondern es ist eine Stille, in welcher beredter und eindringlicher zu uns gesprochen wird, als am lautesten Orte der Erde. Nur in der Einsamkeit heiliger Stille ist umfassendere Schau des Seins möglich. Nur in der Einsamkeit heiliger Stille brechen die tieferen Quellen unseres Innersten auf und bewirken, dass niemand eindringlicher und unüberhörbarer zu uns spricht, als gerade die Stille. Wer in der Stille zu hören versteht, dessen Geist wird erkenntnisreicher, tiefer, dessen Charakter wird fester, dessen Wesen wird gütiger, und dessen Wille wird entschlossener zum Guten. Weil die Weihnachtszeit die Zeit der Stille in der Schöpfung ist, und diese Stille dem Menschen so tief segensvoll werden kann, ist die Weihnachtszeit so manchen Menschen lieb, sehr lieb. Warum sollen wir nicht die Stille der Weihnachtszeit lieben?

Der Kosmos, vom unwahrnehmbaren Atom bis zur weiten Sternenwelt und somit auch der Mensch, ist die Schöpfung des verborgenen und dennoch ewig schöpferisch wirksamen Gottes. So unleugbar wahr es ist, dass der Mensch geschöpfliches Sein ist, so unleugbar wahr ist es auch, dass wahres, ganzes Menschsein, damit aber auch Bestimmungserfüllung, sinn- und wertgefülltes Menschendasein nur dann möglich ist, wenn der Mensch in der inneren Beziehung zu seinem Schöpfer steht, und wenn durch diese Beziehung, durch diese Gemeinschaft mit Gott den Menschen ein neuer Strahl göttlicher Wirklichkeit, göttlichen Geistes trifft und ihm immanent wird. Wird innerhalb der menschlichen Erdenwanderung diese Innewohnung neuer, göttlicher Wirklichkeit nie und auf keine Weise zur Tatsache, dann ist wahres und auch schönes Menschsein, damit aber auch Bestimmungserfüllung und sinnvolles Dasein schlechterdings unmöglich. So wahr es ist, dass kein Mensch sich selbst geschaffen hat, und dass kein Mensch einen anderen zu schaffen, aufzubauen und zu schöner Form und Gestalt zu führen vermag, so wahr ist es auch, dass keine geschöpfliche Wirklichkeit den Menschen in seinem seelisch-geistigen Sein, seinem Wesen nach, der Vollendung entgegenzuführen vermag. Trotzdem aber ist die Sehnsucht nach Vollendung des Wesens und Lebens die innerste Tendenz menschlichen Seins, und nur das Wachstum diesem Ziele entgegen ist Bestimmungserfüllung und vermag sinn- und wertgefülltes zu bieten. Weil dieses alles der tieferen Seinserfahrung und Seinsdurchschau unleugbare Tatsachen sind, darum ist die zentrale Frage aller Fragen die: Ist diese Gottesbeziehung möglich, und wird durch solche Gottesbeziehung neue göttliche Wirklichkeit, neuer göttlicher Geist dem Menschen immanent? Muss diese Frage mit einem «Nein» beantwortet werden, dann ist wahres und schönes Menschwerden nicht möglich, Bestimmungserfüllung und sinn- und wertgefülltes Dasein ausgeschlossen. Somit aber wäre menschliches Dasein zuletzt eine tiefe Enttäuschung, Leere und Oede, das im Versinken eines unvorstellbaren Chaos sein Ende nehmen müsste. Sonnenwende könnte dann nur bedeuten: Hinausschieben dieses Endes um ein neues Jahr, und beim Hören in der Stille könnten wir dann nur das unheimliche Rauschen dieses schaurigen Chaos aus dem Abgrunde vernehmen. Nebenbei sei die Frage gestellt: Ist nicht zu allen Zeiten dieses unheimliche Rauschen an die Ohren der heller Hörenden gedrungen? Dringt es nicht auch in unserer Zeit, dem der hören will, unüberhörbar an das Ohr? Kann unsere Frage aber mit einem der Wirklichkeit entsprechenden «Ja» beantwortet werden, ist Gottesbeziehung wirklich möglich, und kommt dem Menschen durch diese Gottesbeziehung neue göttliche Wirklichkeit, Geist aus Gott, und damit schöpferische, bis zur Vollendung aufbauende Kraft zu, dann ist die tiefste Hoffnung, die letzte Tendenz menschlichen Wesens kein leerer Wahn, sondern eine Hoffnung, die ihre Erfüllung finden darf, und Kraft, Zuversicht und positive Einstellung unserem Erdendasein gegenüber darf das kennzeichnende und vorherrschende Lebensgefühl des Menschen sein, trotz aller Nacht, trotz allem Leide, trotz aller Arbeit und allem Kampfe, trotz allen negativen, abwärts- und niederziehenden Kräften, die innerhalb dem menschlichen Dasein nun einmal auch Wirklichkeit sind.

Die weltweite, christliche Kirche feiert am 25. Dezember auch Weihnachten. Sie gedenkt dabei weder vor allem der für unser physisches Dasein bedeutungsvollen Sonnenwende, noch allein der tiefen Stille einer winterlichen Landschaft, so schön, tief und segensvoll, ja für unser inneres Werden und Wachsen unerlässlich solche Stille auch immer sein mag, sondern sie gedenkt und freut sich der Geburt des göttlichen Menschenlebens, Jesus Christus. «Göttlicher Menschensohn», was heisst dies eigentlich faktisch? Diese Frage beantwortet man wohl am zutreffensten an Hand einiger Stellen aus dem neuen Testament. «Der Geist des Herrn ist über mir», sagt Christus von sich selbst (Luk. 18). Mit diesem Zeugnis über sich selbst will Christus zum Ausdruck bringen, dass der Funke göttlicher Wirklichkeit, der Geist aus Gott in ganz neuer und voller Weise über ihm sei, in ihm und durch ihn unter den Menschenkindern wirke. Auf Grund von Erfahrung, Beobachten und Denken glaubte die christliche Kirche aller Zeiten, und sie glaubt es heute noch, dass dieses Selbstzeugnis Jesu Christi der Wirklichkeit adäquat, wahr sei. Auf Grund von Erfahrung, Beobachtung und Denken, und darum aus innerer Ueberzeugung bekennt sie mit dem Apostel Paulus: «Gott war in Christus», «Göttlicher Menschensohn», das heisst also zuerst: Gott hat durch den Geist als ontologische (das heisst seinsmässige) Wirklichkeit im Menschen Jesus von Nazareth Wohnung genommen, er ist ihm immanent geworden. Aller Geist drängt zur Form- und Gestaltwerdung in der Materie. Weil dieser Satz der Wirklichkeit entspricht, darum ist das Wesen Jesu Christi von Nazareth die Erscheinung des

☆ ☆

Kleines Weihnachtsmosaik

Da fiel uns kürzlich eine Reproduktion jenes seltsamen Gemäldes von Jakob Jordans aus der Wiener Galerie in die Hand, das die Töchter des Kekrops darstellt, wie sie — neugierig und lachend die zwei älteren, sorgenvoll die jüngste — auf ein Kind schauen, das soeben schlafend einem Korb entfällt. Die Mädchen, Töchter des mythologischen Königs und Gründers von Athen, Kekrops, heissen Agrandos, Herse und Pandrosos. Ihnen hatte die Schutzgöttin der Stadt, Pallas Athene, einen Korb übergeben mit dem Geheiss, ihn nicht zu öffnen. Nach Mädchenart konnten sie nicht widerstehen, missachteten das Gebot der Gottheit und öffneten den Behälter, so ein Geheimnis offenbarend, das nicht ans helle Licht des Tages gehörte. Das dem Korb entrollende Kind trug nämlich Schlangenfüsse. Vor Entsetzen über die grausige Enthüllung, und zur Strafe für ihren Ungehorsam, sollen zwei der Schwestern in Wahnsinn verfallen sein. Soweit die Legende. Sie enthält eine Wahrheit, die auch heute noch gilt. Das seltsame Kind ist ein Doppelwesen, Urbild der Gottes- und Menschennatur, die aus Licht und Dunkel besteht und beide verbindet. Von solch göttlich-tierischen Kindern wird in vielen Religionen berichtet. Von Pan zum Beispiel heisst es, er sei ein in diesem Sinn erschreckliches Kind gewesen. Waren die griechischen Götter in menschlicher Gestalt gedacht, so war ihnen oft eine tierhafte Gestalt zugesellt. So erschien Asklepios, der göttliche Arzt und Heiler, auch als Schlange. In der christlichen Religion ist nur mehr die lichte Wesensart des göttlichen Kindes betont, doch hängt noch hier oder dort in einer Kirche die Schlange als Stellvertreter des Heilandes am Kreuz. Auch ist die dunkle Seite des Christuskindes darin angedeutet, dass sein Einfallen in die Welt in der schwärzesten Zeit des Jahres geschieht. — Aber wir wollen nicht, neugierig und naseweis, wie die Töchter des Kekrops, das Geheimnis um die Doppelnatur des Göttlichen weiter zu lüften suchen, aus der Legende die Lehre ziehend, dass dies nicht ungestraft geschieht. *A. V.*

*

In einer grossen Stadt, kurz vor Weihnachten, zehn Uhr morgens: ein Eilen, Hasten, Rasen ohne Unterlass, ein Lärmen und Rasseln ohne Pausen. Wir bleiben hier und dort vor einem Geschäft stehen, mehr um uns aus dem Getriebe zu halten, als um etwas zu besehen. Da sind in einem Riesenschaufenster Damenkleider für jede Tagesstunde auf leer lächelnden Gipsfiguren ausgestellt, die übliche Ware, geschickt mit Weihnachtsflitter herausgeputzt, um die Blicke Kauflustiger anzuziehen. Alle Jahre wieder, denken wir belustigt und ziehen weiter. Neben dem grossen Schaufenster befindet sich seitlich ein schmales. Eben wird es eingerichtet. Eine junge Frau in dunklem Kleid, unförmige Filzpantoffeln über den Schuhen, kniet vor einem lebensgrossen Puppenbaby, das im schönsten Taufornat daliegt. Eine Wolke aus Tüll und Spitzen. Die junge Frau ist völlig versunken in den Anblick des Täuflings. Mit der sanften Gebärde einer Magd beugt sie sich leicht darüber, doch wagt sie, beide Hände bewundernd erhoben, nicht, ihn zu berühren. Wir geniessen die Anmut des Bildes. Unser Schatten lässt die junge Frau aufschauen. Ihr Blick, der von weither kommt, begegnet dem unsern. Wir nicken ihr zu, sie lächelt verschämt, bei ihrer Andacht belauscht worden zu sein.

*

Eines Nachts hörten wir einen ungewohnten Ruf oder Schrei vor dem Fenster. Ein Käuzchen, ein Nachtlier? In der Dunkelheit war nichts zu erkennen. Viele Tage später entdeckte Sabinchen, die wir zum Weihnachtstee geladen hatten, als sie ums Haus strich, unter dem Gitter eines Kellerfensters ein Etwas: rund bräunlich und — wie sie bemerkte, als sie die Hand danach ausstreckte — voller Stacheln. Ein junger Igel, erklären wir dem Kind. Wir hoben ihn mit einem Wollappen um die Hand, aus der Versenkung, in die er gefallen war, und trugen ihn ins Haus. Er zuckte bei der Berührung zusammen und kugelte sich enger um sich selbst. Die Milch, die wir ihm boten, bemerkte er nicht. Er stellte sich schlafend oder tot, doch sahen wir, dass ein rascher Atem ihn durchbebte. Das Kind wurde ungeduldig, es wollte das Tierchen sich bewegen sehen. So hoben wir das Bällchen vorsichtig auf und hielten es so, dass die Sonne ihm in sein kleines Gesicht schien, vor dem nur die Oehrchen und die Spitze der Schnauze zu sehen waren. Diese Schnauze nun begann zu schnüffeln, der Kopf hob sich, die Aeuglein taten sich auf und schauten uns an, und zwei zarte Händchen spreiteten sich aus, dem warmen Strahl entgegen. Das Kind jubelte: «Genau wie das Christkind in der Krippe!» Obwohl sehr verdutzt über den Vergleich, mussten wir zugeben, er sei recht treffend. Mit den ausgeweiteten Aermchen, dem erhellten Gesicht und dem Stachel hatte das kleine Geschöpf etwas Strahlendes an sich.

*

Im dichten Zug von Kindern, die gekommen sind, um die herrliche Krippe in der Wallfahrtskirche zu bestaunen, gehen wir, meine kleine Begleiterin und ich, langsam Schritt für Schritt mit. Die Krippe ist eine ganze, weite Landschaft: Gebirge im Hintergrund, Felder und Wiesen, ein Dorf in der Mitte und einzelne Gehöfte, vorn der Stall mit der Heiligen Familie, den Hirten und den Schafen, Bauersleute mit Gaben; über allem der offene Himmel voller Engel, die Gloria singen. Eine vollständige Darstellung des grossen Ereignisses, wie der Kindersinn es sich wünscht. Vor dem Panorama steht, nicht dazu gehörend, die bemalte Holzfigur eines Negerknaben in Lebensgrösse. Er trägt eine Schatulle mit der Inschrift: Für die Mission. Meine kleine Begleiterin sieht nur ihn. Sie ist von ihm ganz eingefangen, hingerissen. Ich gebe ihr einen Batzen, in die Schatulle zu werfen. Der Negerknabe nickt zum Dank mit dem Kopf. Das Kind schreit laut vor Freude: «Das Jesuskind hat mich gegrüsst!» — Bis in ihr Alter wird für die Kleine der göttliche Knabe dunkelhäutig sein und stumm nicken. A. V.

Christnacht

Raumlos und ohne Zeit,
Wandelt in Ewigkeit
Der Stern von Bethlehem.

Doch in Heiliger Nacht,
Lieb' hat ihn angefacht,
Scheint er im Raum zu stehn.

Haltet die Hände hoch,
Füllet die Herzen doch,
Liebe soll nicht vergehn.

Raumlos und ohne Zeit,
Wandelt in Ewigkeit
Der Stern von Bethlehem.

Nesti Büser

Josef

Josef legte die Hände auf das Holz. Er fühlte es rauh und gut unter seinen Fingern. Das war etwas, woran man sich halten konnte. Etwas so herzlich Vertrautes wie die ganze Werkstatt, in der es nach Holz, Staub und Mann roch.

Diese Werkstatt, in der er sich in einer Ecke sein Lager aufgeschlagen hatte, gehörte ihm und nur ihm allein. Auch wenn der Sohn manchmal darin arbeitete, oder Maria in ihren sanften Händen einen Imbiss hereintrug. Sie pflegte dann dazustehen, still und schön und seiner Arbeit zuzuschauen. Ihre Gegenwart legte sich sanft wie ein Sonnenmantel um Josefs gebeugte Gestalt. So dass er in der süssen Wärme rascher sich regen, schärfer das Werkzeug führen musste.

War der Sohn zugegen, so hob er wohl seine leuchtenden Augen zu der lächelnden Mutter auf. Josef aber senkte den Blick wie damals, als ihm der Engel geboten hatte, Maria als sein Weib zu sich zu nehmen. Als ob er sie je hätte verlassen können. Der Engel musste dies wohl wissen, er hatte ihm wohl nur bedeuten wollen, er nehme sich nichts Unrechtes, wenn er Maria in sein Haus führe.

Er hatte sie mit stiller Demut und übergrosser Dankbarkeit empfangen. Sie und das Kind in ihrem Leib. Die Ereignisse jener seltsamen Nacht, in der Hirten und Könige vor dem neugeborenen Kind und seiner Mutter gekniet hatten, waren unverlöschlich in seine Seele gegraben. Er hätte auch vor Maria knien mögen, wäre er nicht so unbeholfen gewesen. Die Könige im Ueberschwang ihres Finderglückes, die Hirten im Jubel der ihnen verkündeten Botschaft hatten ihn sachte in den Hintergrund gedrängt. Und obwohl sein Herz nicht weniger heftig schlug, als das der Jubelnden, hielt er sich doch still abseits. Sein war nicht die laute Freude, sondern das beharrliche Dienen. Die Könige und Hirten zogen davon und niemand blieb als Wächter bei dem Kindlein und seiner Mutter, als er, Josef. Auf schweren und mühsamen Wegen hatte er sie nach Aegypten gebracht. Erst seit dem Tod des bösen Königs hatten sie wieder Wohnung in Nazareth genommen. Sein junger Sohn ging ihm still und freundlich an die Hand. Ihm war oft, als könne er den Knaben nichts Eigentliches lehren. Als sei es an ihm zu fragen und zu horchen. Vielleicht, ja vielleicht war es sogar den gelehrten Männern im Tempel so gegangen.

Josef hielt mit Hobeln inne. Das war etwas, mit dem er bisher nicht hatte ins reine kommen können. Etwas sehr Wichtiges. Aber das Denken fiel ihm schwer. Er seufzte ein wenig.

Die Türe ging leise auf. Marias blaues Tuch wehte im Luftzug. Da griff er rasch nach dem Hobel.

Sie stand und schaute dem Spiel der Späne zu. Er fühlte, dass sie traurig war, aber wie hätte er ihr, der Mutter helfen können? Da er doch nicht einmal der Vater war. Aber dann konnte er es doch nicht lassen ihre Hand zu fassen und sie bittend anzuschauen: «Nimm es nicht so schwer, Maria. Kinder vergessen sich so leicht, wenn sie etwas Neues zu sehen bekommen. Und viel mehr als ein Kind ist er ja nicht mit seinen zwölf Jahren. Vielleicht hätten wir ihn nicht so früh nach Jerusalem führen sollen.»

Ihre Hand zitterte in der seinen: «Es ist nicht das, du weisst es wohl. Ich selbst war ganz benommen von der Pracht des Tempels. Aber er nicht, der Knabe. Er stand dort unter den Priestern als sei er im Tempel zu Hause. Und als ich mich nach dem langen vergeblichen Suchen glücklich und atemlos auf ihn stürzte, da schaute er mich mit fremden Augen an. Ich rief: «Kind, warum hast du uns das getan? Sieh, dein Vater und ich suchen dich mit Schmerzen». Er aber antwortete wie aus einem Traum gerissen? Warum habt ihr mich gesucht? Versteht ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meines Vaters ist?»

Josef nickte vor sich hin. Dann sagte er still: «Und dennoch kam er mit uns nach Hause und war uns ein gleich guter und freundlicher Sohn wie bisher. Da sollten wir doch wohl zufrieden sein.»

«Ich fürchte mich», flüstert sie.

Er nickt langsam und schwer. Auch auf ihm lastet eine bange Ahnung. Jesus ist der beste Sohn und der härteste zugleich. Weder Tränen der Mutter noch die Bitten eines alten Pflegevaters werden ihn abhalten das zu tun, was er tun muss und tun will. Er mag ihn nicht der Undankbarkeit zeihen. Wer weiss, welchen Weg der Junge gehen muss? Aber Maria, wie wird sie es aufnehmen?

Er schaut auf ihre zarte weisse Hand, die immer noch in der seinen liegt. «Ach Maria.»

Dann gibt er sich einen Ruck. Mit seinen guten bekümmerten Augen schaut er sie an: «Wir müssen es zusammen tragen, du Liebe du, wie wir die Freude teilten in jener fernen Nacht. Ein Strahl wird auch für uns übrig bleiben. Er hat ein so grosses Herz, dein Sohn Jesus».

Maria weint: «Gerade darum fürchte ich mich. Er ist zu gut. Sie werden ihm Böses tun und ich kann ihn nicht schützen.»

Josef neigte müde den Kopf. Er fühlt es, dass sie recht hat. Wie gerne gäbe er alles, selbst sein Leben für diesen geliebten Sohn. Aber Gott will es

Weihnacht

Ein fremdes Heer hat uns geschlagen,
drum schreiten wir so schweren Schritt,
und fliehn wir auch aus Niederlagen
verlorne Schlachten gehen mit.

Auf einmal brennen Weihnachtskerzen,
und unser Herz, noch weltumgarnt,
fühlt Himmel selbst in Weh und Schmerzen,
ob auch in Brauch und Bild getarnt.

Und alte Worte treten wieder
hervor wie Sterne in der Nacht,
wir singen mit den Kindern Lieder
vom Heiland, der den Frieden bracht'.

Unsichtbar steht in alten Hütten
die Krippe mit dem heil'gen Kind,
da kommt Gott selber hergeschritten,
macht dich und mich zu seinem Gsind.

Fragt nicht einmal, woher wir kommen,
die Sterne leuchten alle gleich,
wir sind allsamt hineingekommen,
o Wunder, in ein selges Reich.

Was finden wir in diesen Tagen,
Lichtzauber nur und Flitterglück?
Ein fremdes Heer hat uns geschlagen —
Weihnacht gibt Heimat uns zurück.

Adolf Maurer

(aus «Alles was Odem hat»)

Wesens Gottes in menschlicher Seins- und Daseinsweise, sein Tun und Lassen die Verwirklichung des Willens Gottes in menschlicher Form und Gestalt. «Das göttliche Wort ward Fleisch, und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit!» Mit diesen Worten fasst der Verfasser des Johannesevangeliums die Summe seiner Begegnung mit Christus zusammen und interpretiert die Christusgestalt als die Menschwerdung des Wesens und des Willens Gottes. Praktisch heisst dieses: Wie Gott Liebe ist, so war auch Jesus Christus Liebe, wie Gott Licht ist, so war auch er eine Lichtgestalt, wie Gott das Leben in sich trägt, so trug auch Christus das Leben in sich, wie Gott schöpferische, bis zur Vollendung aufbauende Kraft ist, so ist auch Christus von solcher Art. «Göttlicher Menschensohn», das heisst im weiteren: Das Wesen Jesu Christi ist die Erscheinung des Wesens Gottes in menschlicher Sein- und Daseinsweise, in menschlicher Form und Gestalt, und sein Tun und Lassen ist die Verwirklichung des Willens Gottes. Wieder allein durch Erfahrung, Beobachten und Denken bewogen, bekennt die weltweite christliche Kirche in voller Ueberzeugung, dass diese Christusinterpretation der Wirklichkeit entspreche, und wenn sie Weihnachten feiert, dann gedenkt sie und freut sie sich der Geburt dieses göttlichen Sohnes, des Menschen Jesus von Nazareth.

Gott hat durch den Geist im Menschen Jesus von Nazareth Wohnung genommen und ihn so zur Erscheinung seines Wesens, zur Verwirklichung seines Willens werden lassen. Was sagt uns diese Tatsache in bezug auf unsere Frage aller Fragen: Ob Gottesbeziehung und durch diese Gottesbeziehung Innewohnung Gottes im Menschen möglich sei? Das wäre ja das eine, was uns Menschen notwendig ist, wenn wir Menschen im wahren, ganzen und schönen Sinne des Wortes werden sollen, und wenn Bestimmungsverwirklichung und somit sinn- und werterfülltes Sein und Dasein möglich sein soll. Nebenbei sei es erwähnt: Logischerweise kann es auf der Erde nur dann Friede werden, kann nur dann gute Ordnung innerhalb der Menschheit eintreten, wenn jeder einzelne «Mensch» im schönen und vollen Sinne des Wortes geworden ist. Diese Tatsache, dass Gott durch den Geist im Menschen Jesus von Nazareth Wohnung genommen hat, mit allen ihren Konsequenzen und Früchten sagt uns: Gottesbeziehung und dadurch Innewohnung Gottes im Menschen ist nicht nur möglich, sondern schon längst Wirklichkeit geworden, Wirklichkeit geworden schon damals, als Gott den Kosmos auch den Menschen zum Dasein rief. Wie sollte Schöpfung ohne den Schöpfer Wirklichkeit geworden sein? Wie will der Schöpfer schaffen ohne mit dem zu Schaffenden und dann Geschaffenen in Beziehung zu sein? Wie soll die Schöpfung Bestand haben, ohne die Innewohnung des göttlichen Geistes? Sie ist in neuer, vollendeter und ganzer Weise Wirklichkeit geworden, als Gott (für uns Menschen wohl in undurchschaubarer Weise) seinem göttlichen Sohn Jesus von Nazareth das Dasein gab. Wieder auf Grund von Erfahrung, Beobachtung und Denken kann hinzugefügt werden: Gottesbeziehung, Innewohnung Gottes durch den Geist wird für jeden Menschen neu Wirklichkeit, der in einsamen Stunden heiliger Stille zu Christus und durch Christus zu Gott emporblickt, und so diese Gottesbeziehung pflegt. Das ist die Antwort der Kirche auf die Frage aller Fragen, und ihre Weihnachtsbotschaft an die Menschen. Das ist auch der Grund der Freude, die sie füllt, wenn sie Weihnachten feiert. Darum klingt es aus dem Munde aller Gläubigen so froh, so frisch und so frei (bekanntlich geben ja auch zahlreiche Atheisten aller Zeiten es zu, dass die Gläubigen glücklicher seien als die Ungläubigen) hinaus in die weite, an Weihnachten so stille Welt:

«Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch grosse Freude, die allem Volke widerfahren soll; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus (der mit göttlichem Geiste Gesalbte), der Herr, in der Stadt Davids. Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden in den Menschen des göttlichen Wohlgefallens.

A. Wildberger

KÜHLSCHRANKFABRIK Imber A. G.
ZÜRICH 3
KOMPLETTE BUFFET- UND OFFICEANLAGEN, KÜHLSCHRÄNKE, KÜHLVITRINEN, GLACEANLAGEN
1863 90 1953

Frauen als Vormund

Aus einer Landgemeinde

II.

Vormundschaft und Beistandschaft sind zweifellos beachtenswerte Möglichkeiten der Mitarbeit der Frau in der Gemeinde. Hier kann die Frau ihre vielfach grosse Fähigkeit, sich in die Lebensbedürfnisse und Notwendigkeiten anderer einzufühlen, selbständig, mutig und stark im Interesse der Unmündigen oder Entmündigten in die Tat umsetzen. Für manche Vormundschaften eignen sich Männer besser, für andere wiederum Frauen. Es hängt dies immer an der persönlichen Veranlagung und Begabung. Die Gemeinde bedarf für die Vormundschaften unbedingt möglichst viele geeignete Männer und Frauen, damit sie in jeder Lage wirklich wählen kann.

Leider stellen sich nur sehr selten Frauen von sich aus ganz allgemein zur Verfügung für den Fall, dass sie einmal erwünscht wären. Leider wird diese Möglichkeit von sozial tätigen Frauenkreisen kaum je erwähnt, empfohlen und unterbaut durch Aufklärung über diese Art Pflichten. Warum sollten nicht sozial interessierte Frauenkreise der Vormundschaftsbehörde Frauen nennen, die in der Lage sind, Vormundschaften zu übernehmen? Die Vormundschaftsbehörde kennt nicht alle Einwohner der Gemeinde, und nur in wenigen Gemeinden treten sie mit unmittelbaren Gesuchen an die Frauen heran, obwohl die Waisenämter mit den elterlichen Rechten von Müttern über ihre vaterlos gewordenen Kinder die allerbesten Erfahrungen machen.

Heute, da so viele, einst von Frauen angeregte soziale Institutionen von den Gemeindefürsorgeämtern übernommen wurden und die Frauen für andere Initiative frei sind, brauchen sie dieses für sie offene und bereitete Wirkensfeld nur zu betreten.

In Städten und Bezirken haben die Gemeindebehörden die Amtsvormundschaft eingeführt. Sie haben einzelne Personen angestellt, die berufsmässig, oft mit Hilfe von Fürsorgerinnen, viele Vormundschaften übernehmen können. Es bedeutet in manchen Lebenslagen eine sehr grosse Hilfe, wenn der Vormund oder Beistand über Erfahrungen verfügt, nicht zuletzt als Beistand von Mutter und Kind nach der Geburt des ausserehelichen Kindes, wenn der Vater sich seinen Verpflichtungen zu entziehen versucht.

Als Amtsvormund kann auch eine Frau gewählt werden. Die Schreiberin dieser Zeilen hat schon vor vierzig Jahren in Zürich unter einer angesehenen Amtsvormündin praktische Fürsorge gelernt. Wenn aber ein Amtsvormund Hunderten von Mündeln Vormund sein oder Beistand leisten soll, wird dieser Auftrag problematisch. Denn er wird jener menschlichen Unmitttelbarkeit weitgehend entfremdet, die für das Mündel mitunter lebenswichtig ist.

Von der Gemeinde her gesehen kann man sich fragen, ob es richtig ist, wenn sie dem Bezirksvormund eine Vormundschaft übergeben muss mit der Begründung, «dass sich in der eigenen Gemeinde kein geeigneter Vormund dafür befinde»? Ist wirklich niemand dafür in der Landgemeinde, die dies sagt, geeignet, oder haben die Bürger und Bürgerinnen und Einwohner der Gemeinde die Wichtigkeit der Vormundschaftsaufgabe gegenüber dem irgendwie geschwächten Miteinwohner einfach noch nicht genügend erkannt?

Manche Frauen — mehr noch als die Männer — mögen sich davor scheuen, weil sie Entscheidungsvollmachten über Mitmenschen fürchten. Aber sind viele Frauen nicht Mütter oder in ihren Berufen zu sehr vielen Entscheidungen fähig? Die meisten unter ihnen hätten aus ihrer Lebenskenntnis und ihrem Menschenverständnis in so vielen Fragenden richtigen Rat, und sie wüssten ihn auch durchzuführen. Man darf allerdings für Vormundschaften nicht zu jung sein. Es gehört dazu meist eine gewisse menschliche Reife und Kenntnis aller möglichen Verhältnisse.

Doch steht der Vormund nicht allein. Dieses Amt ist Sache der Gemeinschaft, und Mündel wie Vormund haben die Vormundschaftsbehörde als ihre rechtmässige Rückendeckung. Die wichtigsten Angelegenheiten für den Betreuten oder das Mündel bedürfen der Zustimmung der Vormundschaftsbehörde und einige auch der Aufsichtsbehörde des Bezirkes.

Solcher Rechtsschutz des Schwächeren ist Aufgabe der Gemeinschaft. Hier zeigt sich einer der menschlichen Pflichtenkreise in der Gemeinde, die sich auf viele geeignete Persönlichkeiten verteilen kann. Für die demokratisch aufgebaute Gemeinde hat darum diese vormundschaftlich geartete Dienst-Bereitschaft von Einwohner und Bürger einiges Gewicht. Denn die demokratische Gemeinde schöpft ihren Lebenspuls und ihre Gesundheit aus der Verantwortung der Starken für die schutzbedürftigen Schwachen unter ihnen. Darum gehört es zu den vornehmsten Pflichten eines Bürgers und einer Bürgerin, wenn sie sich für Vormundschaften bereithalten und sie übernehmen, wenn man sie braucht. Sie leisten ihre Arbeit unbemerkt — Verschwiegenheit ist hier Pflicht — im Sinne des Guten.

In der Gegenwart, da die ganze Menschheit im Zusammenleben der Völker um Menschenrecht und Menschenschutz so ringt, wie es der Fall ist, dürfen wir in dem nächtliegenden Raum der Gemeinde, in der wir wohnen, solche Aufgabengebiete nicht übersehen. Die Unmündigen und die, die entmündigt werden mussten, haben Anrecht auf einen Mitmenschen, der hilfreich und beschützend zu ihnen tritt. Für diesen ist es nicht nur Pflicht, sondern ein Gebot der Menschenliebe, das ihn zu solchen Aufgaben wie die Vormundschaft ruft.

Gewiss sind Vormundschaften unter Umständen recht schwierig, sie können aber anderseits auch einfach, sie können gross und dankbar sein — man sollte nicht darnach fragen. Sind wir ihnen nicht gewachsen, können wir um Rücknahme des Auftrages bitten. Diese Darstellung — sie möchte vor allem auch die Frauen zu solchen Bereitschaften ermuntern — entstand aus dem Erlebnisbereich einer Landgemeinde, die 7500 Einwohner zählt, von denen zurzeit 111 Personn — 93 Männer und 13 Frauen — für eine oder mehrere Personen Vormund, Beistand oder Beirat sind.

Gertrud Spörri

Sprüche

Eine Folge von konsequenten Augenblicken ist immer eine Art von Ewigkeit selbst Goethe

*

Wer viel einst zu verkünden hat, schweigt viel in sich hinein. Wer einst den Blitz zu zünden hat, muss lange — Wolke sein Nietzsche

Politisches und anderes

Die Bundesräte wiedergewählt

Am vergangenen Donnerstag wählte die Vereinigte Bundesversammlung die sieben Mitglieder des Bundesrates. Da keine Vakanzen vorhanden waren, wurden alle bisherigen Bundesräte gewählt. Zum Bundespräsidenten für 1956 wählte die Bundesversammlung Bundesrat Markus Feldmann.

Die zweite Sessionswoche

Im Nationalrat kam zur Behandlung die Vorlage über den Steuerabbau. Nach langer Debatte billigte der Rat die Abzüge bei der Wehrsteuer und die Reduktion bis 50 Prozent der Warenumsatzsteuer für eine Reihe von Waren. Somit ist eine Differenz zum Ständerat entstanden, der nur eine lineare Herabsetzung der WUST um 10 Prozent angenommen hat. Oppositionslos genehmigte der Rat die Anträge des Bundesrates über die Teuerungszulagen an das Bundespersonal. Im Ständerat wurden neben verschiedenen kleinen Traktanden die Vorlagen über die Revision der AHV durchberaten und angenommen.

Aufnahme von 16 Ländern in die UNO

Die Generalversammlung der Vereinigten Nationen hat auf Empfehlung des Sicherheitsrates die Aufnahme von 16 neuen Mitgliedstaaten in die Weltorganisation beschlossen. Aufgenommen wurden: Albanien, Bulgarien, Rumänien, Ungarn, Italien, Spanien, Portugal, Oesterreich, Finnland, Irland, Jordanien, Libyen, Ceylon, Nepal, Kambodscha und Laos. Der Gesamtbestand der UNO steigt damit von 60 auf 76 Mitgliedstaaten.

Die Tagung des Atlantikrates in Paris

Der Nordatlantikrat hat am 15. und 16. Dezember in Paris seine ordentliche Session abgehalten. Die 15 Mitgliedstaaten waren durch ihre Aussen-, Verteidigungs- und Finanzminister vertreten. In einem Communiqué erklärte der Rat unter anderem, dass das negative Ergebnis der Genfer Konferenz in keiner Weise den Anstrengungen der Atlantikpaktmächte zur Wiedervereinigung Deutschlands in Freiheit ein Ende bereitet hat, da diese Vereinigung eine unerlässliche Voraussetzung für einen gerechten und dauerhaften Frieden bleibt.

Sudan proklamiert Unabhängigkeit

Das sudanesische Parlament genehmigte einstimmig eine Resolution, worin es heisst, der Sudan müsse eine «völlig souveräne Republik» werden. Grossbritannien und Aegypten, die das Gebiet des Sudans seit 1899 gemeinsam verwalten, haben dem Beschluss des sudanesischen Parlamentes zugestimmt.

Erhöhte Hilfe der Vereinigten Staaten ans Ausland

Die amerikanische Regierung hat dem Vernehmen nach zuhanden des Kongresses ein Auslandhilfebegehren im Betrage von annähernd 5 Milliarden Dollar aufgestellt. Diese Hilfe stellt eine Antwort auf die «härtere» Politik der Sowjetunion gegenüber dem Westen dar.

Sieg der prodeutschen Parteien in der Saar

Die saarländischen Parlamentswahlen vom letzten Sonntag haben den drei prodeutschen nationalistischen Parteien den Sieg gebracht. Sie erreichten im neuen Landtag die Mehrheit der Sitze, doch gelang es ihnen nicht, die zu einer Verfassungsänderung (zum Beispiel Anschluss an Deutschland) nötige Dreiviertelsmehrheit der Sitze zu gewinnen.

Unruhen in Jordanien

In Jordanien ist es zu grossen Protestkundgebungen gegen den geplanten Beitritt Jordaniens zum Bagdadpakt gekommen. König Hussein hat das Parlament aufgelöst, damit das Volk seine Meinung über den Bagdadpakt bei den Neuwahlen zum Ausdruck bringen kann.

Hugh Gaitskell Nachfolger Attlees

Zum Führer der Labour Party in England wurde Hugh Gaitskell gewählt. Gaitskell ist 49 Jahre alt und gilt als gemässigter, rechtsgerichteter Sozialist. Im Jahre 1951 bekleidete er den Posten des Schatzkanzlers in der Regierung Attlees.

Rückkehr Otto Johns nach Westdeutschland

Otto John, der ehemalige Präsident des westdeutschen Verfassungsschutzamtes, der im vorigen Jahr nach Ostdeutschland flüchtete, ist am vergangenen Dienstag nach Westdeutschland zurückgeflüchtet.

Der dreimillionste Fluggast der Swissair

Am letzten Mittwoch beförderte die Swissair ihren dreimillionsten Passagier seit ihrer Gründung im Jahre 1931. *cf.*

Abgeschlossen: Dienstag, 20. Dezember 1955.

---

nicht. Bitter und salzig steigt es ihm in die Augen, da er seine Ohnmacht bedenkt.

«Ich kann nichts tun, Maria», stösst er rauh hervor.» Früher vermochte ich euch wohl zu schützen, dich und das Kind. Aber gegen Gottes Willen gibt es keinen Schutz. Da geht es wie er will. Ich kann nur mit dir leiden und beten. Das ist so wenig, so bitter wenig.» Er schlägt die Hände vor das Gesicht. Die Tränen tropfen ihm zwischen den Fingern hindurch auf das Holz.

Da ist ihre süsse Stimme dicht an seinem Ohr. «Josef, mein Josef. Wenig nennst du dein treues Dienen? Wer denn hat den schimpfenden Wirt beschwichtigt, mich in den Stall gezogen, ein Lager bereitet und das Kind mit Tränen der Freude gewaschen? Du mein Josef. Alles hast du uns geopfert, Arbeit, Heimat, Verwandte. Und jetzt, da nichts mehr zu tun bleibt, als ihn ziehen zu lassen, diesen Sohn, der dir eine Stütze sein sollte, tust du es ohne Vorwurf.»

Er lässt die Hände sinken und staunt in ihr helles Gesicht. Da hält es ihn nicht mehr. Er sinkt vor ihr in die Knie: «Oh Maria. Kannst du denn vergessen, dass es ohne dich und das Kind keine Freude in meinem Leben gegeben hätte. Dass ich alles euch verdanke. Wie sollte ich mich da gegen das Schwere sträuben?»

Sie hat sich ein wenig zu ihm niedergebeugt. Ihr blaues Tuch berührt seine Wange. Mit einer fernen, leisen Stimme sagt sie: «Ja Josef, nachdem er uns die grosse Freude schenkte, müssen wir wohl auch das Leid annehmen. Hilf mir, denn meine Angst ist sehr gross, jetzt, da mein Sohn auf eine ganz neue Weise geboren wird. Er gehört nicht mehr mir, und auf seinem Weg vermag ich ihm nicht zu folgen. Du aber bleibst. Unverrückbar treu wie der Boden, den wir mit Füssen treten und der uns gleichwohl ernährt. Hab' Dank du Lieber, dass du auch diese neue Last auf deine Schultern hebst. Sie sind noch eben so stark und deine Hände eben so gut und warm wie damals in Bethlehem.

A. Wegmann

Anna Carroll 31

Im Sturm zu Glück und Sieg

Von Hollister Noble

Copyright by Amalthea-Verlag, Wien-Leipzig-Zürich

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Ein Husarenstück

Annas Streit mit Evans war wie ein reinigendes Gewitter gewesen. Er brachte sie einander nur noch näher und vertiefte ihr gegenseitiges Vertrauen.

Anna fühlte sich von neuer Kraft durchdrungen und sah den Krieg, der nun militärisch und politisch in eine heftigere Phase getreten war, mit ganz anderen Augen als bisher. Zu Wades Verwunderung bewahrte sie trotz allen Katastrophenmeldungen und trotz dem offenkundigen Zusammenbruch ihres Tennessee-Planes ihre Ruhe.

«Man wird auf den Plan noch zurückgreifen. Man wird es tun müssen», erklärte sie geduldig wie seit eh und je. Und dabei blieb sie auch.

Nach Beseitigung der letzten Widersprüche in ihrer Haltung dem Kriege gegenüber begann sie, von neuer Zuversicht erfüllt, den Ursachen nachzuspüren, die zu der verhängnisvollen Stockung an der Front bei Vicksburg geführt hatten. Sie trat jetzt zwar in einem anderen politischen Kleid auf, wich aber in der Frage Vicksburg keinen Fingerbreit zurück und bestand, oft mit aufreizender Beharrlichkeit, auf der Verwirklichung ihres ursprünglichen Planes.

Von Evans unterstützt, setzte sie Stanton in einem langen Brief und an Hand einer genauen Landkarte auseinander, dass die Absicht des Heeres und der Flotte, Vicksburg vom Wasser aus zu nehmen, nie zum Erfolg führen könne, und legte den Kommandostellen dringend nahe, doch lieber Jackson und die Bahnverbindungen Vicksburgs zu besetzen und von dort aus den Angriff auf dem Lande vorzutragen.

Immer wieder trafen Briefe des Lotsen Scott bei Anna ein. Er lag mit seinem Dampfer «War Eagle» vor Vicksburg. Sie enthielten interessanten Klatsch, anschauliche Ueberlegungen und militärische Informationen in Mengen. Einige Schreiben legte Anna dem Kriegsminister vor.

Der Lotse hatte den ganzen Winter über in seiner urwüchsigen, einfachen Art nur davon berichtet, wie Grant und Sherman die Sümpfe, Flüsse und Befestigungen hinter der belagerten Stadt erkundeten. Im Frühjahr änderte sich jedoch der Ton seiner Briefe. Sie verrieten eine geheime Erregung des Schreibers. Evans, der sie genau studierte, meinte eines Abends: «Es scheint sich Grosses vorzubereiten.»

Damit sollte er auch recht behalten. Am 7. Mai 1863 liess Grant fünf Tagesrationen an seine Truppen ausgeben, löste sich von allen Versorgungsbasen und marschierte gegen Jackson. Um den Gegner zu verwirren, liess er tausend Mann Kavallerie quer durch den Unionsstaat preschen. Sie durchschnitten die Bahnlinien und isolierten die Stadt von drei Seiten. Da die Aufständischen nicht im entferntesten an die Möglichkeit dachten, dass Grant ohne hintere Verbindungen operieren könne, versäumten sie eine ganze Woche mit dem Versuch, ihn zu umgehen und die nicht vorhandenen Nachschublinien zu unterbrechen.

Bereits eine Woche später konnte Grant die Unionsflagge in Jackson hissen und in dem gleichen Haus schlafen, wo nachts zuvor noch der Konföderiertengeneral Joe Johnston im Quartier gelegen war.

Weitere Siege folgten, und der von Anna ersonnene und von Grant verwirklichte Plan wurde zu einem klassischen Beispiel der Strategie, die sich nur mit Napoleons ersten Feldzügen in Italien vergleichen liess.

Nach der Einnahme von Jackson galt Vicksburg nicht mehr als das uneinnehmbare Gibraltar Amerikas. Grant hatte in achtzehn Tagen dreihundertzwanzig Kilometer zurückgelegt, in fünf Schlachten zwei Armeen geschlagen, beinahe hundert Geschütze erbeutet und über zwölftausend Mann des Gegners vernichtet oder gefangen.

Bald begann der Widerstand Vicksburgs zu erlahmen, und nach knapp zwei Monaten zweckloser Manöver des Gegners pflanzten Grants Streitkräfte im kapitulierten Vicksburg ihre Fahne auf.

In Washington und ganz Amerika war man vor

Ausschnitt aus meiner Welt

Letzthin fragte man mich, ob ich denn keine Lust mehr hätte, in die weite Welt zu ziehen? Diese Frage war nicht ohne Grund, weil meine Bekannten mich von früher her als unsteten Wandervogel kannten; und nun bin ich schon über zehn Jahre hier sesshaft. Damals drängte es mich in die Welt hinaus, um Länder und hauptsächlich Menschen kennen zu lernen. Dieses faszinierende Hingezogensein zu den Menschen ist in mir, trotz meiner jetzigen Sesshaftigkeit, nicht etwa verblichen, hier in Ascona kommt die Welt zu mir, sozusagen eine Musterkollektion von Menschen mit ihrem Drum und Dran. Sie und die unendlich schöne Landschaft liessen mich hier verwurzeln, denn materiell kommt man als Krankenschwester im Tessin nicht sehr weit. Da muss man schon Lebenskünstlerin sein.

Ansässige klagen, dass es heute hier vorbei sei mit der gemütlichen Bohèmeatmosphäre, Ascona sei nur noch ein Fremdenzentrum. Abgesehen vom höllischen Sommerrummel, ist dem Dorf doch noch etwas Kosmopolitisches und Bohèmehaftes erhalten geblieben. Das erkenne ich als Krankenschwester, da meine Arbeit mich in die verschiedenen Sphären, in die Häuser und auch Hotelzimmer, hineinführt. Wie vielfältig das Milieu die Menschen macht! Und wiederum wie gleichen sich die Menschen, wenn das Schicksal als Krankheit und Tod über sie kommt. Da verwischen alle Klassenunterschiede, da ist es einfach nur noch der Mensch, der sich mehr oder weniger wehrt, je nach dem was für Kräfte ihm die Natur beschert hat.

In einem Spital arbeitet die Schwester nach einem Schema, nämlich nach dem, wie es die Leitung des Spitals haben will. (Natürlich in erster Linie nach dem Grundsatz «Helfen und Heilen») Der Patient bringt nichts anderes mit sich, als seine Krankheit und unterzieht sich unwillkürlich der Hausordnung. Jedoch mit der Schwester, welche als ambulante Pflegerin arbeitet, ist es umgekehrt; sie muss sich der Atmosphäre des Heimes ihrer Kranken anpassen, sie kann nicht nach einem Schema X von Haus zu Haus gehen. Allerdings darf sie dabei auch hier ihrem Grundsatz «Helfen und Heilen» nicht treulos werden. Anpassen heisst nun nicht, dass ich mir bei einem armen Wibli weniger Mühe gebe, oder dem Reichen alle seine Wünsche erfülle. Anpassen heisst: Sich in das Milieu des Kranken einfühlen, damit er mich nicht als Fremdkörper empfindet. Eigenartigerweise ist es oft bei armen Leuten schwieriger an sie heranzukommen, als bei sozial Hochgestellten. Einmal wurde ich zum damals noch regierenden König von Belgien für ein paar Injektionen gerufen. Mit gemischten Gefühlen ging ich ins Hotel. «Wie soll ich mich benehmen, was kann ich da sagen?», dachte ich mir. Als er mich freundlich, ohne jede Förmlichkeit, begrüsste, verlor ich meine Hemmungen, und ich sah in ihm den Menschen, wie jeden anderen. Nach der Spritze verliess er mit mir das Hotel mit einem Paar Schuhen unter dem Arm, um sie dem Schuhmacher zur Reparatur zu bringen. Ein andermal rief mich Graf de B. zu seiner schwerkranken Frau. Er empfing mich in seinem Heim mit der Küchenschürze angetan; weil er gerade keine Hilfe im Hause hatte, machte er die Hausarbeit selbst. Hier bin ich dann monatelang ein und ausgegangen, und ich fühlte mich in der bescheidenen und geistvollen Atmosphäre wohl. Anders erging es mir bei Neureichs. Die Neureichen sind ein Kapitel für sich. Das Wort, Geld verdirbt, passt sehr oft auf diese Leute. Während das Geld ihnen über den Kopf wächst, haben sie nichts mehr übrig für Geist und warme Menschlichkeit. Ich persönlich kann sie nur als Karikaturen sehen. Die einen Neureichs konnten sich nicht entscheiden, ob ich zur Haustüre oder bei der Lieferantentüre herein kommen sollte. Ich entschloss mich selbst zur Haustüre, da ich ja davor wartete. Dann wussten sie nicht, in welches Zimmer sie mich führen sollten, und schliesslich bekam der Patient seine Spritze im Salon. Beim ehemaligen Botschafter von G. war es wiederum anders. Er telephonierte mir und meldete sich als seine Exzellenz an. Da es mir als Schweizerin Mühe macht, dieses Wort auszusprechen, war es mir auch zuwider zu «Seiner Exzellenz» in das kleine Familienhotel zu fahren. In seinem Zimmer traf ich ihn gerade beim Bett richten. Das Zimmermädchen hätte plötzlich abreisen müssen, deshalb mache er sein Bett selbst, sagte er. Zu meiner Ueberraschung stand da vor mir ein kleiner, gewandter Mann, der eigentlich gar nichts auf das Wort Exzellenz gab. In seinem Wesen war er durch und durch Diplomat. Er entpuppte sich als angenehmer Erzähler seiner vielen Reisen durch die Welt. Oft hörte ich ihm stundenlang zu, am meisten fesselten mich seine Berichte von der Tibetreise.

Zu dem Ehepaar X gehe ich immer gerne hin. Herr X ist Kunstmaler, ein Idealist und weltfremd. Seine Frau ist seit Jahren bettlägerig. Er macht den Haushalt und pflegt mit Hingabe seine Gefährtin. Ihr Hausgenosse ist die materielle Not. Und trotzdem lassen sich die beiden nicht unterkriegen. Sie sprüht vor Lebenslust, seine Bilder sind in ihren Farbkompositionen das bejahende Leben selbst. (Aber es ist so schwer, sie zu verkaufen) Ich fühle mich bei ihnen in einer andern Welt, in der geruhsamen Welt von gestern.

Da ist die «Milieudame» in ihrer gut eingerichteten Wohnung, welche jedoch ohne Charakter, beziehungslos ist wie die ausgestellten Möbel in einem Schaufenster. Um deren Besitzerin hat sich ein Vacuum gebildet, man weiss nicht, ob sie unglücklich oder glücklich ist.

Morgen gehe ich wieder zum Schriftsteller. Er liebt, viele Menschen um sich zu haben, wenn er nicht gerade arbeitet. Sein Haus ist das Abbild der neuen Welt.

Oben in der armseligen Mansarde wohnt die alte Anna. Sie war ein Leben lang Dienstmädchen. Jetzt lebt sie einsam und von allen verlassen. Wenn ich zu ihr hinkomme, möchte sie am liebsten mir zu Diensten sein. Sie, die alte und kranke Frau, möchte immer noch dienen.

Es gäbe ein Buch zu schreiben, wenn ich von allen erzählen wollte, die mir hier begegnen. Es ist schon so: Die Welt kommt zu mir. Eine buntgewürfelte Welt, die keine Langeweile bringt. Ascona ist der Ort, den ich nicht mehr verlassen könnte.

Sr. H. K.

Leidloses Verzichten

Ich habe mich im Laufe der Jahre, während denen ich auf der Welt herumpilgere so erzogen, dass ich auf das, was ich nicht besitzen kann, ohne Leid und Groll verzichte. Was für mich unerreichbar ist, dem versuche ich nicht nachzugrübeln, zumal eine solche Grüblerei gar keinen Sinn hat, ja, sie nur eine seelische Belastung ist.

Dass ich ohne Unwillen auf Unerfüllbares verzichten kann, soll aber nicht heissen, dass ich keine Wünsche mehr habe. Ich bin noch nicht so alt, dass ich mich resigniert in eine Ecke meiner stillen Stube zurückziehen und mich vor aller Welt abschliessen möchte. O nein, in meiner Herzenskammer ist noch keine totale Wunschlosigkeit. Im Gegenteil, da geht es oft recht lebhaft zu. Bald hebt in diesem, bald in jenem Winkelchen ein Wünschlein sein Köpflein und gleichzeitig werden verlangende Stimmen laut. Wenn sich aber dieses Wünschen und Verlangen mit meiner finanziellen Lage nicht in Einklang bringen lässt, dann sage ich ganz laut zu mir selbst: «Schau, sei vernünftig, du kannst dies und das nicht haben. — Du kannst dir das neue Kleid, diese teuren Schuhe, die schöne Reise, jenes Vergnügen nicht leisten. Viele andere Menschen können sich noch viel weniger gestatten als du. Siehe dich um, mach aber die Augen ganz weit auf, damit du all das grosse Elend erschauen kannst, das in der heutigen Welt vielerorts herrscht. Denk auch an die vielen Armen, Kranken und Elenden und vergiss keinen Augenblick: dass auch im kleinsten Winkel der Erde irgendwo ein Stück Not versteckt ist. Ausserdem hast du, was du zum Leben brauchst, hast genug zum Essen, ein gemütliches Zuhause und dabei das grösste Glück, das einem Menschen beschieden sein kann: Die Gesundheit. Ja, die Gesundheit, man weiss sie in der Regel erst dann richtig zu schätzen, wenn man sie verloren hat, von Schmerzen gepeinigt auf dem Krankenlager liegt. Wie gerne würde man dann oft tauschen mit dem Allerärmsten, wenn man die Gesundheit wieder haben könnte.»

Wenn ich mir in dieser Weise zurede, werde ich wieder ganz ruhig und wunschlos. Und es kümmert mich auf einmal nicht mehr, dass ich mein altes Kleid mit keinem neuen vertauschen kann, dass ich auf dieses und jenes Vergnügen verzichten muss und die so verlockende Reise nicht unternehmen kann.

Wie oft haben mich meine Freunde schon verwundert gefragt: «Wie kannst du nur so vielem entsagen und dabei doch immer so fröhlich und zufrieden sein?»

«Ja», gebe ich dann jeweils zur Antwort, «weil ich mich mit gutem Willen zu diesem leidlosen Verzichten erzogen habe!»

Trotz all diesen meinen Entsagungen bin ich glücklich, weil dieses Glücklichsein nicht von vergänglichen Dingen abhängt, sondern von innen herauskommt. Jeder Mensch trägt solch einen Kraftquell in sich. Aber nicht alle geben sich die Mühe, ihn zu entdecken. Sie sind zu sehr vom lauten Tag und seiner Unrast befangen, so dass sie keine Zeit finden, nach innen zu schauen. Wenn wir öfters den Blick nach innen richten würden, uns weniger vom so leicht vergänglichen Schein des Alltags blenden lassen würden, würden wir wohl mehr Schätze entdecken, die da versteckt in unserer Herzenstiefe ruhen.

Ich kann verzichten, ohne dass es mir schwerfällt. Ich kann es, weil ich weiss, dass dieses freiwillige Verzichtenkönnen, wo es die Umstände erfordern, zum wahren Glücklichsein und zur inneren Zufriedenheit beiträgt.

L. W.

Geschlagene Leut'

Es ist lange her, da kehrte einmal meine Mutter mit mir kleinem Mädchen von der Weihnachtsbescheerung bei der Patin nach Hause zurück. Es war schon dunkel, der Schnee knirschte unter den Sohlen, und um die Laterne glitzerte der Frost. Wir gingen rasch auf der menschenleeren Strasse. Ich trug im Arm die Puppe, die mir soeben bescheert worden war. Damals spielten noch alle kleinen Mädchen mit Puppen und ein Weihnachtsfest ohne sie war undenkbar. Ich presste die Neue an mich im grossen Glück, nicht vergebens gehofft zu haben, und überlegte, wie ich es den alten Puppen beibringen würde, der herrlichen neuen den besten Platz in der Wiege zu überlassen und auch sonst vor ihr zurückzutreten. Eine heftige Zärtlichkeit bewegte mich, eine wilde Dankbarkeit für die ganze wundersame Weihnachtszeit.

Da ertönte vor uns im Dunkel ein Silberglöckchen, ganz wie im Kinderlied: Ein Glöcklein hör ich klingen . . . Ich spitzte die Ohren, lauschte. Sollte es . . .? Bei uns gab es nie weder ein Weihnachtskind noch einen Samichlaus, das wäre gegen die Erziehungsprinzipien meiner Eltern gegangen. Die Wahrheit, immer die Wahrheit! Worüber ich oft seufzte, denn heiss wünschte ich mir eine Begegnung mit Ueberirdischem, wie sie so vielen meiner Mitschüler jährlich um diese Zeit zuteil wurde. Wenn sie davon erzählten, wie der Weihnachtsmann bei ihnen herumgepoltert oder der Engel ganz in Silber und Gold direkt vom Himmel herunter sie besucht habe, kam ich mir zwar über sie erhaben vor (das gibt es ja gar nicht), aber doch sehr arm. Als ich gelegentlich zu Hause vorbrachte, es wäre doch eigentlich ganz lustig, wenn der Samichlaus auch bei uns einkehrte mit seinen drolligen Spässen, kam nur ein langer Blick über das Strickzeug meiner Mutter und die Worte: «Aber Kind, es ist doch jetzt nicht Karneval!» Nichts zu machen. Nun aber dieser helle Ton im Finstern. Ich zog an der Hand meiner Mutter, sie möge aufhorchen, und drängte vorwärts. Jetzt war eine schwere Gestalt zu erkennen, unförmig und, wie es schien, etwas unsicher auf dicken Beinen. Ein alter Mann. Er plauderte vor sich hin, kicherte und kollerte wie über eine lustige Geschichte. Manchmal blieb er bei einer Laterne stehen, so dass wir ihn bald eingeholt hatten. Es war ein Samichlaus in vollem Ornat, den Sack auf dem Rücken, die Pelzmütze ins Gesicht gezogen, so dass man nur seinen langen Bart sah. Ach, wie gern wär' ich bei ihm stehen geblieben, aber die Mutter zog mich unerbittlich weiter. Der Weihnachtsmann bemühte sich, mit uns Schritt zu halten; es ging ihm nicht leicht, er schwankte hin und her, prustend und schwatzend und sehr vergnügt. Nun sprach er meine Mutter an, auf gut berndeutsch: «Guete-n-Abe, Madame!» Ich war beglückt, er hatte uns erkannt und eines Grusses gewürdigt, obwohl wir so wenig von ihm hielten. Aber meine Mutter pflegte offenbar ganz andere Gefühle. «Komm schnell» flüsterte sie mir zu, ohne dem hohen Erdengast einen Blick zu gönnen. Er liess sich aber nicht einfach abweisen: «Bonsoir, Madame!» rief er fröhlich und torkelte auf uns zu. Meine Mutter begann zu rennen, mich fest an der Hand haltend. Warum sie wohl nicht stehen bleiben will, dachte ich zornig. Eine so gute Gelegenheit! Sie gönnt's mir nicht. Da ist mir doch die ganze Weihnacht samt der neuen Puppe verdorben! Ich sperrte mich und machte schwere Füsse. «So komm doch, komm» wisperte meine Mutter. «Der Mann ist betrunken.» «Es ist kein Mann, es ist der Samichlaus, ich habe ihn erkannt,» verteidigte ich den freundlichen Kobold. «Nun sind wir an ihm vorbeigegangen, das freut ihn sicher nicht. Er wird jetzt bös auf uns sein.» Meine Mutter schwieg und hastete weiter. Ich kehrte meinen Kopf, um den Alten möglichst lange noch zu sehen. Bevor er im Dunkel versank, hörten wir ihn laut lachend uns nachrufen: «Geschlagene Leut', die weder deutsch noch welsch können!»

Der Spruch, den ich im Augenblick nicht ganz verstand, ist mir geblieben, er hat aber seinen damaligen besonderen Sinn beibehalten bis heute, der ungefähr lautet: weder Ernst noch Spass, weder Derbheit noch Heiligkeit verstehen. Ja, wer das in der Weihnachtszeit nicht versteht, ist der nicht geschlagen?

A. V.

Mariechen

Es war an einem wunderbaren, sonnigen Morgen gegen Ende Februar, als ich auf meinem Gang zur Post beim Entengehege an der Brücke stehen blieb. Vorfrühling lag in der Luft und auf dem Wasser schien alles zu neuem Leben erwacht zu sein: die Blässhühner putzten und glätteten ihr Federkleid, tauchten unter und tauchten wieder auf, die japanischen Enten strahlten in den herrlichsten Farben, ihre langen Kopffedern leuchteten goldig wie ein Kometenschweif. Auch der Haubentaucher war auf grosser Fahrt durchs ganze Gehege und um das künstliche Felsengebirge herum, das hier ins Wasser gebaut worden war. In dessen Buchten schaukelten wieder andere Enten, das bräunliche Gefieder hatte einen Glanz wie Perlmutter. Doch unsere Einheimischen durften sich auch sehen lassen, stattlich, bunt und glänzend kamen sie dahergerudert —, ein stolzer Blick zu den Beschauern am Geländer oben, dann ging's in eleganter Kurve um die Steinklippe herum. Plötzlich erschrak ich: die Spitze vor mir kam ins Wanken! Doch, das war ja kein Stein, das war ja eine Ente, eine Stockentenfrau. In ihrem grau-braunen Federkleid sah sie genau aus wie der Stein, auf dem sie sass; nun, da sie sich regte, bemerkte ich sie erst. Sie schüttelte ihr Gefieder, wakkelte aufgeregt mit dem Schwanz, reckte den Hals, fauchte wie eine Katze, warf den Kopf hin und her und ihre Augen schossen böse Blicke rundum und zu uns hinauf. Dann beruhigte sie sich etwas, doch schon sträubten sich wieder ihre Nackenfedern, wie wenn eine ganz unangenehme Sache ihre Empörung neu anfachen würde. Was ist denn mit dieser Ente los? Ich hatte offenbar laut gedacht, denn ein Briefträger, der neben mir am Geländer lehnte, antwortete: «Er passt ihr nicht». Ich schaute den Pöstler an, der zog ernsthaft an seiner Pfeife und schaute ins Gehege hinunter. «Wer Er?, fragte ich ihn. «Er, der dort, der allein ist.» Mit dem Pfeifenstil zeigte er auf eine Ente, die eben unten vorbei schwamm und die Steine hinauf schielte: eine Stockente, vielmehr ein Enterich. Ich fand kein Fehl an ihm: sauber und glatt lag das Federkleid an seinem stattlichen Leib, die Schwanzfedern ringelten sich kunstgerecht dem Rücken zu, blau-grün schimmerte sein Kopf und um den Hals lief blendend weiss der hochzeitliche Kragen. «Das ist doch ein flotter Kerl! Warum passt ihr der nicht?» Der Pöstler schmunzelte. «Er passt ihr einfach nicht. Die Enten haben halt auch so ihre Vorliebe. Sie wollte den andern, den dort, aber der ist schon besetzt.» Er zeigte hinunter auf ein Stockentenpaar, das eng aneinander geschmiegt langsam vorbeisegelte. «Vorgestern gab's Krach», erzählte der Pöstler weiter, «Zuerst mit der Entenfrau da unten, die schwang aber obenauf, dann mit dem Liebhaber da, aber der zog den Kürzern. Er passt ihr einfach nicht. Seit gestern hockt sie nun da oben auf dem Stein!» Ja, da hockt sie nun, grau-braun, regungslos, Stein unter Steinen. Der Anfang eines alten Kinderliedes zog mir durch den Sinn: Mariechen sass auf einem Stein, einem Stein . . . Der Briefträger klopfte die Pfeife aus, gab seiner leeren Tasche einen Schubs nach hinten und ging hinüber zur Post. Auch ich ging weiter.

Als ich nach zwei Stunden wieder beim Entengehege vorbeikam, sass Mariechen immer noch auf dem Stein, unten stocherte der verschmähte Freier trübselig in den Felsen herum, sie würdigte ihn keines Blickes. Mir warf sie aus den Augenwinkeln einen giftigen Blick zu und sträubte die Nackenfedern. Nein! sagte alles an ihr.

Abends kam mir plötzlich wieder Mariechen, die Ente in den Sinn, ich zog mich an und ging in die Stadt. Die Sonne war längst untergegangen, kalt und dunkel kam die Nacht. Aber immer noch sass Mariechen auf dem Stein, regungslos, ganz allein. Und regungslos und auch allein lag auf dem Wasser unter ihr der schöne Enterich. Nun kommt schon die zweite Nacht! Ich warf ihr und ihm etwas Brot zu, er rührte sich nicht, sie drehte den Kopf weg, zischte böse und sträubte in heimlicher Wut die Nackenfedern.

Am andern Mittag schien wieder die Sonne, Frühlingsahnung lag in der Luft und lockte mich ins Freie. Die Ente! schoss es mir durch den Kopf und

---

Freude ausser sich. Stanton lief am Nationalfeiertag dem 4. Juli, wie ein Besessener im ganzen Kriegsministerium umher und überlastete sämtliche Kabel mit überschwenglichen Glückwunschtelegrammen an alle Beteiligten.

Trotz dieser Siege lag eine unheimliche Spannung in der Luft, und Anna spürte, dass der Höhepunkt des gesamten Krieges unmittelbar bevorstand. Und als die Krise mit überraschender Plötzlichkeit hereinbrach, wäre sie beinahe zum Verhängnis für die Union geworden.

Ende September 1863 hatten die Konföderierten die Cumberland-Armee geschlagen, sie auf Chattanooga in Tennessee zurückgeworfen und mit starken Kräften eingeschlossen. Die Nachricht von dieser Katastrophe war zuerst mit stolscher Ruhe aufgenommen worden, doch schon nach kurzer Zeit brachte Stanton seinen gesamten Apparat auf volle Touren. Ordonnanzen jagten durch die Stadt und holten die Kabinettsmitglieder aus ihren Betten. Die Botschaft Stantons, die den Ministern und dem Präsidenten nach Mitternacht zuging, glich eher einem Befehl als einer Einladung.

Eine halbe Stunde später hatte sich das gesamte Kabinett einschliesslich zahlreicher Offiziere in mehr oder weniger verschlafenem Zustand in Stantons Empfangszimmer eingefunden. Auch Evans war zugegen. Der Kriegsminister — hinter einem hohen Schreibpult — entwarf ein Bild der gefährlichen Lage, die sich abzuzeichnen begann. Er las den überraschten Anwesenden eine Reihe von Telegrammen aus Chattanooga vor, eines dringlicher als das andere, aus denen hervorging, das die Cumberland-Armee bereits auf halbe Rationen gesetzt werden musste und kein Brennholz mehr hatte. Die Pferde verhungerten zu Tausenden. Noch zehn solcher Tage, hiess es in einem Bericht, und die Armee werde erledigt sein, wodurch die Aufständischen freien Zugang zum Westen bekämen.

«Was gedenken Sie zu tun, wenn es wirklich so schlimm ist?» fragte Lincoln den Kriegsminister.

«Ich möchte, Ihr Einverständnis vorausgesetzt, 20 000 erfahrene Veteranen der Potomac-Armee über die Berge nach Chattanooga schicken. Dazu würde ich fünf Tage brauchen.»

Lincoln runzelte erstaunt die Stirn. «In fünf Tagen? Da kriegen Sie die Männer nicht einmal aus den Betten geschweige denn erst nach Washington», bemängelt er in scharfem Ton; und Halleck sekundierte gereizt: «Für eine Verlegung dieses Umfanges braucht man mindestens vierzig Tage!»

Stanton widersprach, und eine heftige Auseinandersetzung folgte. Als General Mc Callum eintrat, der Transportbevollmächtigte, wandte sich Stanton sofort um Schützenhilfe an ihn: «Wie lange würden Sie zu der Verlegung von 20 000 Mann der Potomac-Armee nach Chattanooga benötigen, wenn Sie die entsprechende Ermächtigung und genügend Transportmittel zur Verfügung hätten?»

«Sieben Tage, vielleicht sogar kürzer.»

«Ausgezeichnet, ausgezeichnet!» rief Stanton freudig aus. «Ich weiss ja, dass es geht. — Vierzig Tage, vierzig Tage», ereiferte er sich, wütend gegen Halleck gewandt, «wenn das Schicksal der Nation auf dem Spiele steht!»

«Also gut», mischte sich Lincoln begütigend dazwischen. «Wenn Stanton die Verantwortung übernimmt, soll es Mc Callum versuchen.»

«Dann also los», befahl Stanton. «Gehen Sie sofort an die Arbeit!»

Was nun folgte, war eine der glanzvollsten Leistungen in Stantons gesamter Laufbahn. Keine zwanzig Minuten nach Ende der Unterredung war McCallum bereits in einer Sonderlokomotive in die Lager von Virginia unterwegs, und eine Stunde später jagte er die schlafenden Truppen aus ihren Zelten. Bei Morgengrauen waren die Verkehrsdirektoren sämtlicher Bahnlinien in Sonderzügen eingetroffen, und am Morgen stauten sich zahllose Lokomotiven und Transportzüge auf allen Güterbahnhöfen Washingtons. Um neun Uhr abends war das gesamte Neunte Korps auf dem Marsche.

Zug um Zug mit Truppen und Geschützen wurde in halbstündigen Abständen abgefertigt. Die zwölf Kilometer lange Kolonne donnerte in westlicher Richtung davon und überquerte keuchend die Berge. Sie hielt nur, wenn die Lokomotiven Holz und Wasser fassen mussten. Die Feldküchen standen in Güterwagen und verpflegten die Truppen auf der Fahrt. Die Verlegung des Korps war in etwas mehr als fünf Tagen beendet — eine beispiellose Leistung.

Stanton, der zwei Tage und Nächte durchgearbeitet hatte, ohne das Kriegsministerum zu verlassen oder auch nur aus den Kleidern zu kommen, lag ausgestreckt auf dem Sofa, ein mit Kölnischwasser befeuchtetes Taschentuch auf dem Kopf, als seine Beamten hereinstürzten und ihm die freudige Nachricht brachten, dass das Unternehmen gelungen sei.

Tags darauf bat der Kriegsminister Anna zu sich. Er war wütend. Seine sonst weiche Stimme klang hart und gepresst.

«Wir haben, wie es scheint, die Situation geretet», begann er unvermittelt, «doch steht uns jetzt offenbar wieder eine Krise bevor. Ich habe Sie eingeladen, um Ihnen zu sagen, dass ich in längstens zwei Stunden im Sonderzug nach Indianapolis reise, um mit Grant zu konferieren. Wir hatten im Laufe von achtzehn Monaten fünf verschiedene, aber gleich idiotische Befehlshaber, und ich habe es endgültig satt, länger zuzusehen, wie unsere braven Jungen zu Tausenden sterben, während die Früchte ihres Sieges der Unfähigkeit und persönlichen Rivalität ihrer Vorgesetzten geopfert werden.

Ihr Tennessee-Plan wird nunmehr neuerlich und endgültig durchgeführt werden. Ich betraue Grant über die Köpfe aller seiner Vorgesetzten hinweg mit dem Oberbefehl im Westen. Er ist unser Mann!

Er wird die letzte Phase Ihres Planes verwirklichen — oder ich lasse ein paar Leute an die Wand stellen, einflussreiche Leute! In fünf Tagen bin ich wieder zurück. Dann sprechen wir weiter.»

Stanton ging in Gedanken vor seinem Schreibtisch auf und ab. Da Anna kein Wort erwidert, blieb er stehen und fragte verwundert: «Warum sagen Sie nichts?»

Mit vor Spannung fast tonloser Stimme antwortete Anna: «Grant ist der einzige Mann gewesen, der von allem Anfang an die Lösung im Westen in ihrem vollen Umfang erfasst hatte, doch sind ihm von Hohlköpfen, die zufällig im Rang über ihm standen, immer wieder Prügel vor die Füsse geworfen worden. Mit Ihrer jetzigen Entscheidung beginnt nun endlich die letzte Phase des Krieges. Dessen bin ich sicher!»

Als der Minister sie zur Tür geleitete, legte er ihr — eine ungewohnte Geste bei ihm — behutsam den Arm um die Schultern. «Fräulein Carroll, diesmal wird Ihr Plan durchgeführt, und Grant ist der geeignete Mann dazu!»

(Fortsetzung folgt)

Gibt es eine Alkoholnot bei den Frauen?

Viele verwundern sich über diese Frage und werden sie mit Nein beantworten. Das könnten nur ganz vereinzelte Fälle sein, dass Frauen der Trunksucht anheim fallen und dann seien es ältere Frauen, die durch ihr Laster keinen grossen Schaden mehr anrichten.

Das ist leider nicht so. Es gibt Familien, die durch die Trinksucht der Mutter verelenden, verarmen, auseinanderfallen. Sie sind viel schlimmer dran, als wenn der Vater trinkt. Denn der Vater trinkt meistens auswärts, in der Wirtschaft, in Gesellschaft, die Mutter tut es heimlich, zu Hause. Sie frönt dem Alkohol zu jeder Stunde, so oft es sie ankommt. Sie vernachlässigt den Haushalt, die Kinder, sich selbst. Der moralische Verfall ist viel schrecklicher, als beim Manne. Zudem wird die Trinkerin durch ihr Laster auch zur Lügnerin. Aus einem Rest von Anstand verleugnet sie ihren Hang zur Flasche. Sie verbietet den Kindern, wenn sie es entdecken, dem Vater etwas davon zu sagen. Sie verschafft sich auf alle möglichen Arten das Geld zum Ankauf ihres Weines oder Schnapses. Die Kinder stehen oft unter schweren Strafandrohungen, ihr zuzudienen und es dem Vater oder sonstigen erwachsenen Familienmitgliedern zu verheimlichen. So gefährdet die Trinkerin auch den Charakter der Kinder.

Für Männer gibt es verschiedene Heilstätten in der Schweiz, für Frauen nur eine einzige, nämlich das Wysshölzli in Herzogenbuchsee. Es wurde, gleich wie das «Kreuz», zur Ertüchtigung der Mädchen und Frauen von Amelie Moser, auch von einer Frau gegründet, nämlich von Fräulein Marie Sollberger, einer Bauerntochter im Wysshölzli. Sie mag die Schäden des Frauenalkoholismus in nächster Nähe erlebt haben, dass sie auf den Gedanken kam, eine Heilstätte zu gründen und diese Kranken wieder dem normalen Leben zuzuführen. Nachdem Vater und Mutter gestorben waren und kein Erbe das Bauerngut übernehmen konnte, öffnete die mutige Frau 1892 ihre Räume diesen alkoholkranken Frauen, betreute sie, suchte sie durch Güte und Verständnis dem normalen Leben zurückzugeben. 25 Jahre stand sie diesem Heime vor. Nach ihrem Tode 1917 ging es an eine Genossenschaft über, die es von 1925 durch ausgebildete Diakonissinnen führen liess. 1932 wurde der schöne Neubau mit seinen grossen Gärten bezogen und seither kommen und gehen hier die Patientinnen, und viele von ihnen danken es dem Wysshölzli, dass sie wieder glücklich mit ihren Familien leben können. Sieht man sie bei ihrer Ankunft im Heim — verelendet, schlampig, unordentlich, so kennt man sie kaum mehr, wenn sie geheilt heimkehren können, denn sie haben die Selbstachtung wiedergefunden, pflegen sich und kleiden sich gut. Wie viel ist da nur für eine einzige Familie gewonnen! Immer wieder aber erinnert die Hausmutter, Oberschwester Rüdt daran, dass eine völlige Heilung umso eher möglich ist, als man die Frau möglichst früh dem Heim übergeben kann, das Frauen jeden Alters aufnimmt. Fragen wir nach der Behandlung, so ist es ein möglichst natürlicher Tagesablauf, jedoch unter gänzlicher Enthaltsamkeit von geistigen Getränken. Wir sahen zwei jüngere Frauen im Garten Ball spielen, sie hatten die Lebensfreude wieder gewonnen. Die Gründung Marie Sollbergers hat bis heute schon viel Gutes gestiftet, sie ist da für alle, welche auf den Ruinen eines verfehlten Lebens neu beginnen wollen. -a

---

schon zog es mich zur Brücke hin. Der Stein war leer! Auf dem Wasser war alles in Bewegung, das Federvolk regte sich, putzte sich, freute sich. Wo ist denn mein Mariechen? Ich suchte sie in dem lebhaften Geschwader zu erkennen. Da waren nun zwei Stockentenpaare, beide ungefähr gleich gross und gleich schön, nun sind sie in der Ecke hinten, kreuzen sich, und plötzlich sträubt eine der Entenfrauen ihre Nackenfedern —, das muss Mariechen sein! Dann kam das Paar angeschwommen, bei mir vorbei. Erglänzte und strahlte! Die Brust von Stolz geschwellt, den Kopf siegesfreudig erhoben, warf er mit einem Blick zu: Siehst du nun?! Dann kam sie, eine halbe Länge zurück zwar, den Schnabel hochnäsig in der Luft, die Augen halb geschlossen. Nun nahm er die Kurve um die Steinklippe herum. Aus den Augenwinkeln schielte er zurück, kommt sie, kommt sie nicht? Sie kommt! Langsam, so ganz beiläufig, kolossal vornehm nahm auch sie die Kurve. Also doch. Glücklich vereint! Mariechen —, hätte ich gerne noch gefragt —, Mariechen, was war es, das dich vom Stein herunter holte? Welche Ur-Macht?, war es der Hunger, war es die Liebe?

Emmy Schmid

Gewebt, geknüpft, gestickt

El. St. Was kann das wohl sein? Wer es wissen will, mache zwischen den Weihnachtsbesorgungen hindurch schnell einen kleinen Abstecher ins Zürcher Kunstgewerbemuseum. Dort prangt eine herrliche Ausstellung von gestickten und gewebten Teppichen, Kleidungsstücken, Stoffen aus Vorderasien und Osteuropa. In Gold, Wolle und Seide sind da handgewobene Leinen, Woll- und Seidenstoffe reich bestickt, in wundervoll leuchtenden Farben, zumeist in rot — und wir gehetzten Europäerinnen betrachten neidvoll diese Arbeiten, die nur aus der Stille orientalischen Frauenlebens heraus entstehen können. Und neidvoll vergleichen wir auch unsere langweiligen Tailleurs, unsere charakterlosen Sommerfähnlein mit diesen rassigen — wie für die Ewigkeit geschaffenen, von starkem Individualismus geprägten Kunstwerke aus fleissigen Frauenhänden.

Das Kunstgewerbemuseum hat das Glück, immer wieder von grosszügigen Gönnern bedacht und beschenkt zu werden, und kann auf diese Weise seine Bestände mit wertvollem Kulturgut und seinen erzieherischen Einfluss auf die Geschmacksbildung der Gegenwart vermehren. Die kostbaren jugoslawischen Trachten und Festgewänder stammen aus der von Herrn und Frau Julio Schmidlin-Stojan in Zürich geschenkten Sammlung, und die schöne Schau wird noch ergänzt durch eine Anzahl auserlesen schöner Knüpfteppiche aus Vorderasien, die ihr Besitzer, Fürst Schwarzenberg in Wien, Zürich als Leihgaben zur Aufbewahrung anvertraut hat. Der schön ausgestattete Katalog gibt noch viel interessante Hinweise, und vor dem Verlassen der schönen Schau freut sich der Besucher noch an den zum Teil sehr schön konzipierten und tadellos ausgeführten Arbeiten der Textilklasse der Kunstgewerbeschule.

Die schöne Schau ist sicher für viele Frauen eine Ermunterung, die Ausschmückung schöner Textilien nicht nur der Industrie zu überlassen, sondern mit eigener Phantasie und Fleiss auch noch kleine Kunstwerke zu schaffen, die später als geehrte Familienstücke eine Freude für die Nachkommen sind.

Bücher

«Nun zieh ich einsam meinen Weg», von Annabert Waldvogel, Thur Verlag, Andelfingen.

In einer Rahmenerzählung eingebettet, zeichnet uns die Autorin Annabert Waldvogel das Bild eines sensiblen, intelligenten Mädchens. Sie berichtet von seinem Weg zu einer gereiften Frau und bricht dabei manche aktuelle Frage der Erziehung an. Mit feinen Federzeichnungen hat Ursula Gossen-Wipf das Bändchen gediegen illustriert. J. E.

Militia Helvetica, von Hans Schwarz. Heitere Erinnerungen eines alten Soldaten, im «Schwarz auf weiss» Verlag, Köniz.

Ein Buch für Männer, für Soldaten, und zwar vor allem für jene der älteren Garde, die damals von 1914 bis 1918 unsere Grenzen behütet, unsere Neutralität geschützt haben. Es sind wirklich fast nur heitere Aspekte, die der jedem Humor stets offene Verfasser in amüsanter, für Frauengemüter oft reichlich derber Form und Sprache zum besten gibt. Aber äbe, er schreibt sie ja auf für jene seiner alten Kameraden — nicht für deren Frauen —, die noch nicht zur grossen Armee abberufen worden sind, und unter denen, sicher auch bei jenen, die in anderen Divisionen ihren Aktivdienst hinter sich gebracht haben, viele sich über diesen humorvollen Erinnerungen wieder einmal in die ihrigen versenken werden.

Beim Lesen dieses Ausschnittes aus dem Aktivdienst «Erster Weltkrieg» erlebt man, wie grundlegend sich in unserer Armee, in unserem Wehrwesen vieles verändert hat; aber wie heute genau so wie damals der «Geist» der Armee letzten Endes bei jedem einzelnen, ob hoch oder niedrig, im Rang oder ganz ranglos liegt; und der jungen Generation wird es gut tun, sich darüber klar zu werden, wie hart jener Erste Weltkrieg in das Leben des einzelnen und ganzer Familien eingegriffen hat.

Geheimnis um Woodmere, Roman von James Hyland, Benzigers Unterhaltungsbibliothek.

Der Verfasser rollt die Negerfrage auf — das Verhältnis eines hochmütigen, hartherzigen Rechtsanwalts und Gutsbesitzers zu den Schwarzen. Durch seine mysteriöse Verwandlung in einen Schwarzen muss er eine Zeitlang deren Leben führen und ihr trauriges Schicksal teilen. Das Buch, das Züge des Detektivromans mit einer grossen Menschlichkeit vereinigt, gibt manchen Einblick in diese schweren Rassenprobleme.

Der Sohn des Venners, von Ernst Eberhard. Eine geschichtliche Erzählung für die Jugend aus harter Zeit, illustriert vom Verfasser. Hans Feuz Verlag, Bern, 192 Seiten, gebunden.

Diese geschichtliche Erzählung will unsern Buben und Mädchen einen Ausschnitt aus der ruhmreichen Vergangenheit unseres Vaterlandes vor Augen führen. Die junge Generation soll nacherleben, wie unsere Vorfahren ihr Gut und Leben einsetzten für das Land, das heute noch dem Heldentum jener Männer die Freiheit zu verdanken hat. In kräftigen Bildern rollt die Zeit der Burgunderkriege an uns vorbei. Ein Knabe erlebt in kindlicher Ergriffenheit die gewaltige körperliche und seelische Kraftentfaltung seiner Vaterstadt Bern. Der Verfasser, der bereits in seinen früheren Jugendbüchern die jungen Leser vom Erlebniskreis des Kindes aus zu tapferen Lebenskämpfern erziehen und nicht nur angenehme Unterhaltung bringen wollte, möchte auch in dieser Erzählung den Geist einer wackeren Lebenshaltung aufleben lassen. Deshalb ist sein Buch nicht nur eine spannende Jugendschrift, es will überdies den jungen Schweizer vorbereiten zu den Aufgaben, die seiner harren, wenn er als Bürger und Soldat das Erbe der Väter anzutreten hat.

Unsere Schule, Erziehung und unsere Zeit, von Willy Wagner, Furttal Verlag.

Der Verfasser hat als zürcherischer Bezirksschulpfleger und Redaktor genügend Gelegenheit, diese Probleme von Grund auf zu beobachten. Wie viele Freunde der Jugend, kommt auch er zu der Feststellung, dass sehr viele der heute beunruhigenden Erscheinungen vom Versagen des Elternhauses, in der ständigen Beunruhigung der Jugend durch viel zu viele von Aussen kommende Eindrücke und daher sich ständig mehrender Veroberflächlichung herkommen. Der Jugend wird heute in und ausser der Schule viel zu viel geboten, und die daran Schuldigen sind Schule und Elternhaus; man fördert das Wissen auf Kosten des Charakters und der Persönlichkeit. Ein wertvolles Buch für Eltern und Lehrer. El. St.

Radiosendungen

sr. **Mittwoch,** 28. Dezember. 14.00: Wir Frauen in unserer Zeit: Rückblick auf die wichtigsten Ereignisse des Jahres. — **Freitag,** 30. Dezember. 14.00: Die halbe Stunde der Frau: 1. Die Frau von heute in Griechenland. 2. Blick in Zeitschriften und Bücher.

Ecole professionnelle de jeunes filles Neuchâtel

Les cours suivants commenceront le 9 janvier 1956:

COURS TRIMESTRIELS PRATIQUES
Couture pour dames. — Lingerie-raccommodages. Repassage (linge de maison, nappes, rideaux etc.)

COURS DU SOIR
Couture. — Lingerie-raccommodages. Broderie (blanche et en couleur) Moulage pour couturières.

Cours de 18 heures
Gants de peau. Broderie pour jeunes filles et fillettes.

Inscriptions: au collège des Sablons, Tel. (038) 5 11 15.

LE DIRECTEUR

Zürcher Geschäftsfrauen empfehlen sich

Schlichtig VORHÄNGE u. BETTWAREN
Neueste Dessins in grosser Auswahl. Anfertigung prompt und fachgemäss in eigenem Atelier. Lassen Sie sich unverbindlich von uns beraten.
H. Schlichtig Zürich 1
Storchengasse 16 Tel. (051) 23 14 09

Spezialgeschäft für Handschuhe Krawatten Strumpfwaren
H. Randon & Co.
Limmatquai 128, b. Zentral
Zürcher Rabattmarken

„S'Guetzle — eine wahre Freude, denn ...
Feines Weihnachtsgebäck gibt's mit
Butter
Verlangen Sie die **Rezeptbroschüre** für Buttergebäck im einschlägigen **Detailgeschäft** oder per Karte:
Kostenlose Zustellung durch die **PZM-Bern** (Kurzadresse genügt)
Ein guter Rat! Verwenden Sie zum Backen und Kochen **die immer noch verbilligte la Frisch-Kochbutter:**
1 kg Fr. 7.60 500 g Fr. 3.80 250 g Fr. 1.90
PROPAGANDAZENTRALE DER SCHWEIZERISCHEN MILCHWIRTSCHAFT, BERN

Für den Feinschmecker sind die auserlesenen Weine, beste Liqueurs, Kaffee, Tee, Schokolade bei
Widmer & Trümpy A. G.
Storchengasse 8 — Zürich 1
in grosser Auswahl erhältlich

WERKSTUBE ZÜRICH J. Müller
Schipfe 1, Tel. 27 31 45
Wir entwerfen und bauen Möbel, die so klare Formen haben, dass sie zeitlos sind und durch die Hand des geschulten Schreiners ein eigenes, persönliches Leben gewinnen.

L. SCHNEWLIN
Rennweg 2 - Zürich - Tel. 23 91 70
SCHIRME - STÖCKE
ÜBERZÜGE - Reparaturen

Henzel reinigt Färbt und bügelt
Zürich 3
Birmensdorferstr. 420
Chemische Reinigungsanstalt und Färberei
Moderne Teppich- und Steppdecken-Reinigung
Telephonieren Sie 33 20 55
Unsere Autos holen und bringen alles
Filialen:

Rosengasse 7	Tel. 32 41 48
Hallwylerstrasse 58	Tel. 23 33 61
Kreuzplatz 5 a	Tel. 24 78 32
Gotthardstrasse 67	Tel. 25 73 76
Zweierstrasse 166	Tel. 33 20 82
Albisstrasse 71	Tel. 45 01 58
Oerlikonerstrasse 1	Tel. 26 42 70
Wettingen, Bahnhofstrasse 56	Tel. 6 60 08
Baar, Dorfstrasse 33	Tel. 4 33 61

Bieri-Möbel seit 1912 gediegen, preiswert Fabrik in RUBIGEN b/Bern
Filiale: Interlaken Jungfraustr. 38

MÖRGELI vergolden u. rahmen
Zürich Schipfe 3
Tel. 23 91 07

Vereinigte Blindenwerkstätten
Bern und Spiez
Neufeldstrasse 31, Bern
Sie wissen nicht, wo Sie Ihre **Schafwolle** kunstgerecht und preiswürdig verspinnen lassen können?
Wenden Sie sich vertrauensvoll an uns!

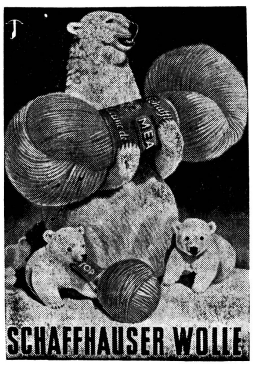
J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Käser VORHÄNGE Ältestes Spezialgeschäft
Massnehmen u. Beratung in Ihrem Heim
Rennweg 23, Zürich. Telephon 23 59 73

Alle Sorten Tee für Husten, Erkältung etc. werden nach Wunsch zusammengestellt
vom Spezial-**Kräuterhaus**
M. Kempter vorm. F. Ochsner, Zürich 1, Tel. 27 37 45. Strehlgasse 15, Eingang Peterhofstatt

«ELMÜ» Ia Wachskerzen
Reinwachs-, Dekorations-, Advents- und Weihnachtskerzen, Christbaum- und Tischkerzen, 12er, 15er, 20er, 25er usw! Durch lange u. schöne Brenndauer zeichnen sie sich aus!
Bestellen Sie jetzt, ich bediene Sie gerne! Zündschnüre für Kerzen!
Mit höflicher Empfehlung!
S. Müller, Wetzikon (Zch) Tel. 97 85 76
Fabr. von Seifen, Kerzen, chem. Produkten

B Tägliche Fragen???
Wie Rasch gut preiswert
Was **Tellerservice**
Wann 11.00 bis 14.00 täglich
Wo Gipfelstube Marktgasse 18
W. Bertschi Sohn Tel. 24 50 16



Und auf Weihnachten ...
Aachener Printen
Lübecker Marzipan
Nürnberger Lebkuchen
Dresdner Stollen
Baumkuchen
Panforte di Siena
bei
Delikatessen-Gönsslen
Limmatquai 52, unter den Bögen
Zürich 1

DIE FRAV IN KVNST VND KVNSTGEWERBE

Küsnacht, Zürich
Kunststuben Maria Benedetti
Seestrasse 160, Tel. 91 07 15
Die interessante GALERIE mit bestgeführtem RESTAURANT und täglichen Konzerten am Flügel